

Es braucht weder Frühfranzösisch noch Frühenglisch, sondern Deutsch

Französisch soll im Kanton Zürich aus der Primarschule verbannt werden. Und Frühenglisch bitte gleich mit. Der Fokus in der Volksschule muss auf Deutsch liegen. Zu unser aller Wohl, findet Peer Teuwsen



Der Zürcher Kantonsrat hat vergangene Woche mit klarer Mehrheit entschieden, Französisch nicht mehr schon in der Primarschule unterrichten zu lassen. Gewehr bei Fuss meldete sich anschliessend die nicht für Bildungsfragen zuständige, aber eben französischsprachige Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider zu Wort, weil sie durch die Zürcher Tat den Zusammenhalt des Landes gefährdet sieht. Und sie droht schon einmal damit, die Zürcher Schulen bei andauerndem Ungehorsam per Befehl von oben zum Frühfranzösisch zu zwingen.

Gemach, gemach, Frau Bundesrätin, muss da der Föderalist einwenden. Natürlich kann man das Frühfranzösisch abschaffen, das Land wird nicht daran zerbrechen. Und die Resultate, welche die Schülerinnen und Schüler nach jahrelangem Bemühen erzielen, sind verheerend. In den weiterführenden Schulen müssen die Französischlehrerinnen in aller Regel wieder bei null anfangen.

Aber wenn man überhaupt eine Fremdsprache in der Primarschule beibehalten sollte, dann sicher Französisch und nicht Englisch. Einerseits weil man mit einer anderen Landessprache eine nahe und doch fremde Kultur vermittelt bekommt. Aber vor allem, weil Englisch nun wirklich eine Sprache ist, die man nicht schon Kindern beibringen muss. Auch in der Oberstufe müssen die Stundenzahlen, die der Nachwuchs mit dem Erwerb von Englisch verbringt, reduziert werden. Nicht wenige Jugendliche können, durch die ständige Berieselung mit englischsprachigem Content auf Social Media, in Musik und Serien, besser Englisch als ihre Lehrerinnen und Lehrer. Der Nachwuchs lernt die Sprache sozusagen nebenbei, neudeutsch: immersiv.

Das entscheidende Argument für die Abschaffung des Erwerbs fremder Sprachen vor dem Alter von 12 Jahren ist aber ein anderes, ein grösseres. Die Volksschule ist ohnehin überfordert mit all den Ansprüchen, welche die Gesellschaft an sie stellt. Sie soll Ausbildungs-, Erziehungs-, Aufbewahrungsstätte und Integrationsmaschine zugleich sein. Da muss jede Gelegenheit ergriffen werden, nicht unbedingt Nötiges aus dem Lehrplan zu streichen – um Platz zu schaffen für die basalen

Kompetenzen wie Lesen und Schreiben in der Erstsprache sowie Mathematik. Im Übrigen muss ein Kind auch nicht in der Schule lernen, wie ein LötKolben zu handhaben oder ein Pulli zu stricken ist, das kann es später einmal im Netz nachschauen. Oder Papi und Mami fragen.

Denn es wird nicht besser werden, wenn man so fröhlich vielfältig und unfokussiert nach Lehrplan 21 weitermacht wie bis anhin. Heute ist mehr als jeder vierte Bewohner dieses Landes Ausländer, die meisten von ihnen der jeweils ersten Landessprache nicht oder nur unzureichend mächtig. Der Zuwanderung sei Dank, die diesem Land Vielfalt und Reichtum beschert hat. 40 Prozent der ständigen Wohnbevölkerung haben einen migrantischen Hintergrund, ihre Muttersprache ist oft nicht eine hiesige Landessprache. Abgesehen von Deutsch stellt Englisch heute im Kanton Zürich die häufigste Erstsprache dar. Die Herausforderungen, die damit auf die Volksschule zukommen, sind immens.

Die hervorragende Beherrschung der ersten Landessprache ist nicht nur Grundlage für eine gelingende Integration, sie ist auch die Säule einer Gemeinschaft, die diesen Namen verdient. Erst wer ausdrücken kann, was er sagen will, kann sich tatsächlich an einer Demokratie beteiligen und in einer Bürokratie zurechtfinden. Darauf muss sich die Volksschule fokussieren. Sonst spricht der gewöhnliche Schüler am Schluss weder Deutsch, Französisch noch Englisch richtig. Sondern ein Pidgin-Deutsch, das unter aller Pige ist.

Nein, man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Dieses Geschäft wird schon von genug anderen betrieben. Noch haben wir keine deutschen, französischen, schwedischen, geschweige denn amerikanischen Verhältnisse an unseren Schulen und damit in unserer Gesellschaft.

Aber reden Sie doch einmal mit einer Primar-, Real- oder Sekundarlehrerin in Neuenhof oder Dietikon. Die wird Ihnen erzählen, dass sie vor lauter Vielfalt in der Klasse und vor lauter Bürokratie in der unterrichtsfreien Zeit nicht mehr zur eigentlichen Sache kommt. Es wäre ihr sehr gedient, Politik wie Gesellschaft machten ihr und unserem Nachwuchs die fast schon unmögliche Aufgabe nicht noch aussichtsloser.

Jetzt lüftet er auch das letzte Geheimnis

Dan Brown, Bestsellerautor, verstrickt in seinem neuesten Buch die Leser wieder einmal in einen Reigen aus Täuschungen und Verschwörungen. Seine Aussagen zum Werk werfen derweil die Frage auf, wie stark sein eigener Bezug zur Realität ist. Von Janina Bauer

Wo sitzt das menschliche Bewusstsein, unsere Seele? Gibt es sie überhaupt? Was geschieht mit ihr nach dem Tod? Es sind die vielleicht grössten Fragen der Menschheit. Fragen, an denen sich Philosophen, Physiker, Mystiker, Neurowissenschaftler und Psychologen seit je abarbeiten. Für die es bis heute viele spekulative, aber nur wenige gesicherte Erkenntnisse gibt.

Bühne frei für Dan Brown. Auch der amerikanische Bestsellerautor, 61, behandelt in seinem neuen Buch «The Secret of Secrets», das Geheimnis aller Geheimnisse, genau jene Fragen. In seiner Geschichte soll eine wissenschaftliche Arbeit dazu bahnbrechende Antworten liefern, deren Veröffentlichung aber mächtige Organisationen um jeden Preis zu verhindern suchen.

Seiner Erzählung stellt der Autor folgenden Hinweis voran: «Alle Experimente, Technologien und wissenschaftlichen Erkenntnisse sind der Wirklichkeit entnommen. Alle Organisationen in diesem Roman existieren.»

Damit schafft er, wie schon in «Sakrileg» oder «Illuminati», seinen berühmten Dan-Brown-Effekt: Auch wenn der Leser in eine Welt der Verschwörungen, mystischer Symbole und Geheimbünde geführt wird; auch wenn einem beim Lesen bewusst ist, dass Jesus ziemlich sicher nicht mit Maria Magdalena verheiratet war und Leonardo da Vinci diese Information ziemlich sicher nicht im Ge-



ANDY KROPA / AP; BEARBEITUNG NZZAS

mälde des letzten Abendmahls versteckt hat; auch wenn Wissenschaftler die sogenannten «Fakten» des Autors immer wieder als Pseudorealitäten entlarven – man bleibt trotzdem mit dem Gefühl zurück, es könnte vielleicht ein Körnchen Wahrheit darin stecken.

Es ist die Begeisterung für geheimes Wissen, die Dan Brown in seinen Lesern anspricht. Er öffnet Raum für Spekulationen und Thesen, die in keiner seriösen Debatte bestehen würden, aber genau deswegen Spass machen. In einer Realität, die immer komplexer wird, scheint das den Menschen eine willkommene Flucht zu sein: Über 250 Millionen haben seine Werke bisher gelesen.

Nur scheint die Frage gerechtfertigt, inwiefern der Autor mittlerweile selbst an seine Erzählungen glaubt. In einem Interview zum neuen Buch sagte er, alles, was er

sich ausdenke, müsse in der Realität möglich sein. Und dass er es für möglich halte, dass in naher Zukunft eine revolutionäre Arbeit zum menschlichen Bewusstsein, wie er sie im Buch beschreibt (kleiner Spoiler: Unsere Gedanken erschaffen unsere Realität), auch im echten Leben zu erwarten sei. Davon ist er überzeugt, auch wenn der Journalist ihn damit konfrontiert, dass die Neurowissenschaft derzeit nicht mit einem solchen Durchbruch rechnet.

Brown gibt auch zu, dass ihn seine achtjährige Recherche zum Thema – also die Lektüre wissenschaftlicher Sachbücher – beeinflusst habe. Glaubte er vorher an das grosse schwarze Nichts nach dem Tod, zweifle er heute daran. Nicht etwa, weil er sich einer Religion zugewandt habe, sondern weil ihn Geschichten über Nahtoderfahrungen aufgewühlt hätten.

Geschichten zum Beispiel von Menschen, die als klinisch tot galten, dann aber plötzlich zurückkehrten und von einem Zustand berichteten, der ausserhalb ihres Körpers stattgefunden habe. Dass Forscher auch wissenschaftliche Erklärungen für diese Geschehnisse haben, die nichts mit einem Leben nach dem Tod, sondern mit einem Serotoninüberschuss und körpereigenen Halluzinogenen zu tun haben, lässt Dan Brown aussen vor.

Überhaupt erscheint es ihm leicht, Dinge auszublenden. Elon Musk hält er beispielsweise für so bedeutend wie den französischen Chemiker Louis Pasteur, der im 19. Jahrhundert Impfungen gegen Seuchen erfand. Fast bewundernd spricht Brown von Musks «revolutionärer Weltraumforschung» und dem «persönlichen Risiko», das er dabei eingehe. Kritik an dessen Person wiegelt Brown ab: «Ach, wissen Sie, Elon Musk hat dieser Gesellschaft ganz schön viel ermöglicht.»

Es sind die Worte eines Mannes, dessen grösstes Problem nach eigenem Bekunden darin besteht, zu viel Zeit in fiktionalen Welten zu verbringen und nur einige Stunden täglich «in der schönsten Realität». Mehr Realität und weniger Fiktion – vielleicht würde genau das dem Autor und seinem Werk guttun.